

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33

SYLVIA DELOY
Das Glück ist zum Greifen da

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33

Sylvia Deloy



Das Glück ist zum Greifen da



Roman

Über die Autorin:

Sylvia Deloy studierte Kommunikationswissenschaft, Germanistik und Marketing und arbeitete als TV-Redakteurin und Autorin für Comedy-Serien. 1999 erhielt sie gemeinsam mit einer Co-Autorin den zweiten Preis des Sat.1-Drehbuch-Wettbewerbs. 2011 erschien mit »Sterne, Stress und Kussalarm« ihr erster Liebesroman für Jugendliche. Sylvia Deloy lebt mit ihrem Ehemann und zwei Kindern in Köln.

lÜbbe

Dieser Titel ist auch als Hörbuch und E-Book erschienen



Originalausgabe

Copyright © 2020 by Bastei Lübbe AG, Köln

Textredaktion: Claudia Schlottmann, Berlin

Umschlaggestaltung: Jeannine Schmelzer unter Verwendung von Illustrationen

von © shutterstock: Chinch | Juls Dumanska | Ermak Oksana | Shtonado |

Shtonado | Juls Dumanska | le adhiz | KanokpolTokumhnerd

Satz: two-up, Düsseldorf

Gesetzt aus der Minion

Druck und Verarbeitung: CPI books GmbH, Leck – German

ISBN 978-3- 404-17921-3

1 3 5 4 2

Sie finden uns im Internet unter www.luebbe.de

Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

18

19

20

21

22

23

24

25

26

27

28

29

30

31

32

33

Eins

Ich rannte die vier Stufen der Steintreppe hinauf, stemmte mich gegen die schwere Eisentür und betrat das riesige Büro der Firma Moormann Design. Ein schneller Blick auf die Armbanduhr. Fünf Minuten zu früh. Egal. Zielstrebig steuerte ich auf den Empfangstresen zu, hinter dem eine junge Frau mit Mireille-Mathieu-Frisur und Nasenpiercing saß.

Bevor ich zum Gruß ansetzen konnte, murmelte sie ohne aufzublicken »Moment« und tippte kaugummikauend etwas in ihren Computer.

»Okay«, sagte ich und ließ den Blick schweifen. Das loftartige Büro kam mir heute irgendwie noch größer vor als letzte Woche. Ehrfürchtig blickte ich nach oben. Die Decken mussten mindestens fünf Meter hoch sein. Beeindruckend. Aber schwer zu heizen. Im Winter würde ich mich warm anziehen müssen, so viel war klar.

Mireille Mathieu hob den Kopf. »Hey. Was kann ich für dich tun?«

»Oh. Hallo!« Schnell setzte ich ein strahlendes Lächeln auf. »Ana Abovicz. Ich komme wegen des Vertrags.«

Sie blickte auf ihren Bildschirm und scrollte ein wenig auf und ab. Ihre Kiefer mahlten unermüdlich weiter Kaugummi.

»Mmmmm ... hattest du einen Termin?«

»Ja. Mit dem Geschäftsführer. Dennis Müller«, fügte ich noch hinzu, für den Fall, dass sie vergessen haben sollte, wie ihr Chef hieß.

»Mmmmm ... Weswegen nochmal?«

»Wegen des Arbeitsvertrags. Ich sollte ihn heute unterschreiben.«

»Ooooookay.« Sie tippte etwas in ihren Computer.
Stille.
Kaugummikauen.
»Ich frag mal den Dennis.«
»Gut«, erwiderte ich. Kein Grund, nervös zu werden. Dass es in Start-up-Unternehmen manchmal ein bisschen chaotisch zugeht, war ja kein Geheimnis.
Mireille deutete auf eine Reihe alter, mit rotem Samt bezogener Kinosessel, die weiter hinten an einer Wand standen und zwischen den weißen Stahlrohrmöbeln irgendwie deplatziert wirkten.
»Setz dich doch so lange«, sagte sie.
Ich klappte den mittleren der fünf Sitze nach unten, ließ mich vorsichtig darauf nieder und sah mich um. Bauchfreie Oberteile, zerrissene Jeans und karierte Holzfällerhemden über T-Shirts, so weit das Auge reichte. Und Vollbärte. Schuhwerk, als wollte die Belegschaft jeden Moment zu einer Bergwanderung aufbrechen. Und das mitten in Köln-Ehrenfeld. Unbehaglich zupfte ich an meinem dunkelblauen Kostümrock. Im Hintergrund hörte ich einen Mixer kreischen. Wenig später schwebte eine junge Frau mit langen, wasserstoffblonden Haaren und buntem Hippiekleid in meine Richtung, in der einen Hand ein Smartphone, in der anderen einen grünen Smoothie. Den Blick fest auf das Display ihres Telefons geheftet, bemerkte sie die dunkelhaarige Kollegin nicht, die ihr schnellen Schrittes entgegenkam und dabei ebenfalls auf ihr Handy starrte. Eine Kollision schien unvermeidlich. Ich wollte gerade aufspringen, um einzugreifen, als die Dunkelhaarige doch noch nach links driftete. Ich war froh, dass ich sitzengeblieben war. Trotz der sommerlichen Temperaturen draußen fröstelte es mich. Ich schloss die Knöpfe des dunkelblauen Jacketts, das ich mir extra von der Mutter meiner besten Freundin Ella geliehen hatte, zog ein Tuch aus meiner Handtasche und schlang es mir um den Hals.
»Hey«, sagte da die Wasserstoffblonde, die vor mir stehen ge-

1 blieben war. Ihr Blick scannte mich kurz, dann lächelte sie. »Du bist
2 bestimmt die neue Buchhalterin, stimmt's?«
3 Ich schüttelte den Kopf. »Nein, ich fange hier als Produktdesig-
4 nerin an.«
5 »Ach, echt?«, fragte sie und zog die Augenbrauen hoch. Dann
6 lächelte sie wieder. »Cool! Magste was trinken?«
7 Ich starrte auf die Spinatbröckchen am Rand ihres halb ausge-
8 trunkenen Glases. »Nein, danke«, sagte ich und lächelte höflich.
9 »Vielleicht ein Matcha Latte mit Chiasamen? Oder einen Kraft-
10 brühe-Kokosmilchshake?«
11 »Ähm ... nein. Das ist wirklich sehr nett, aber ich hab eben erst
12 gefrühstückt.« Im Moment hätte ich nicht einmal einen Schluck
13 Wasser hinunterbekommen.
14 »Okay, no problem«, sagte sie und steuerte einen der Kollegen
15 mit offenem Holzfällerhemd an, setzte sich auf seinen Schreibtisch
16 und ließ ihre nackten Füße baumeln, während sie etwas auf sei-
17 nem Bildschirm begutachtete. Vielleicht hätte ich aus Höflichkeit
18 doch so einen Brühkokosdrink nehmen sollen. An die Getränke
19 hier würde ich mich erst noch gewöhnen müssen. Und auch an die
20 Kollegen, die alle so viel jünger zu sein schienen als ich. Aber ich
21 würde mich sicher schnell einleben. Ich hatte schon ganz andere
22 Sachen gemeistert. Außerdem blieb mir auch gar nichts anderes
23 übrig, denn ich brauchte diesen Job. Und zwar unbedingt.
24 Während ich darüber nachdachte, wie unbedingt, wuchs meine
25 Unruhe, und ich erwischte mein rechtes Knie dabei, wie es nervös
26 auf und ab wippte. Das tat es immer, wenn ich aufgereggt war. Schon
27 zu Schulzeiten hatte ich damit meine Sitznachbarn regelmäßig in
28 den Wahnsinn getrieben – besonders während Mathearbeiten, oder
29 wenn wir sie zurückbekamen. Ich drückte die Hand aufs Bein. Wo
30 war eigentlich Mireille Mathieu geblieben? Ich wandte meinen
31 Blick nach links und entdeckte sie in einem großen, gläsernen Büro,
32 zusammen mit Dennis, dem Geschäftsführer. Er stand über einen
33 Kickertisch gebeugt und malträtierte die Griffe mit schnellen Zieh-

Stoß- und Drehbewegungen. Auf einmal sah er zu mir herüber, und durch die angelehnte Glastür hörte ich ihn »Scheiße!« zischen. Mit einer großen Geste ließ er die Griffe los und trat einen Schritt zurück. Er sah sauer aus. Mireille Mathieu schlurfte zu mir herüber.

»Kannst reingehen«, meinte sie und deutete mit dem Kinn in Richtung Glaskasten.

Ich sprang auf.

Mit einem strahlenden Lächeln reichte ich Dennis die Hand. »Hallo«, begrüßte ich ihn betont locker. »Da bin ich.«

»Ja, da bist du.« Dennis' Lächeln war leider sehr viel weniger strahlend. Er blickte sich suchend um, als hätte er Mühe, sich in seinem eigenen Büro zurechtzufinden, und nahm dann hinter dem Schreibtisch Platz. »Setz dich doch.« Er sah gut aus. Sonnengebräunt. Blonde Haare, die ihm ins Gesicht fielen. Er strich sie sich hinters Ohr und schob einige lose Blätter auf dem Tisch hin und her. Ich ließ mich auf dem vordersten Rand eines Designerstuhls ihm gegenüber nieder und behielt meine Tasche vorerst auf dem Schoß – um gleich den Kugelschreiber herausnehmen zu können, den ich vorsorglich eingepackt hatte.

Wir schwiegen. Er strich sich über den Vollbart, was ein knisterndes Geräusch machte. Er gehörte zu der Sorte Männer, denen so ein Bart stand. Er machte ihn ein wenig älter, was in seinem Fall ein Vorteil war, denn er musste noch ziemlich jung sein. Ich schätzte ihn auf höchstens fünfundzwanzig.

»Tja, dann ...« Er zog sämtliche Schubladen des Schreibtisches auf und wieder zu und tauchte schließlich ab, um in der untersten herumzukramen.

»Bin gleich soweit«, hörte ich ihn von da unten murmeln.

»Okay«, sagte ich. An der Wand mir gegenüber hing ein buntes Surfbrett, was Dennis' Sonnenbräune und die blonden Haare erklärte. Hinter dem Schreibtisch prangte eine Fotowand: Dennis – meistens umgeben von Freunden – beim Skifahren, am Strand, auf

1 Partys. Nur auf einem der Bilder war jemand anders zu sehen als
2 mein zukünftiger Chef.

3 »Mein alter Herr«, erklärte Dennis, der unvermittelt wieder auf-
4 getaucht und meinem Blick gefolgt war. »Herzinfarkt. Letztes Jahr.
5 Hab leider kein einziges schönes Foto gefunden, auf dem wir zu-
6 sammen drauf sind.«

7 »Oh«, machte ich betroffen. »Das tut mir sehr leid.«

8 Dennis winkte ab. »Schon gut. Wir standen uns nicht besonders
9 nahe. Trotzdem hat er mir ein bisschen was hinterlassen.« Er setzte
10 ein Sonnyboy-Grinsen auf. »Der alte Herr zahlt die Miete – indi-
11 rekt sozusagen.«

12 Ich nickte. Dennis war derweil fündig geworden. Triumphierend
13 hielt er etwas in die Höhe, das er aus der unteren Schublade gezo-
14 gen hatte. Bei näherem Hinsehen erkannte ich, dass es sich nicht
15 um meinen Vertrag, sondern um ein Panini-Fußballheft handelte.
16 »Bin sofort soweit.« Er blätterte darin herum, kramte einen Sticker
17 aus seiner Hosentasche und klebte ihn hinein. »So. Jetzt fehlt nur
18 noch Manuel Neuer.« Sichtlich zufrieden legte er das Heft zurück
19 in die Schublade und stieß sie schwungvoll zu. Dann wandte er sich
20 endlich mir zu.

21 »Äh, Anita, richtig?«, sagte er.

22 »Ana«.

23 »Genau, Ana. Du bist gekommen wegen ...«

24 »... der Vertragsunterzeichnung«, half ich ihm auf die Sprünge.

25 »Wegen des Vertrags, ja, richtig«, sagte er. »Eigentlich sollte Bo-
26 ris dich anrufen. Hatter nich' gemacht, oder?«

27 »Äh, nein«, sagte ich. »Nicht, dass ich wüsste.«

28 »Es gibt da nämlich ein kleines Problemchen.«

29 »Problemchen?«, echote ich und merkte, wie mir Schweiß auf
30 die Stirn trat. Ich zerrte an meinem Halstuch.

31 »Ja, genau. Problemchen. Mit deinem Vertrag.«

32 Ich schluckte. »Wenn er noch nicht fertig ist, kann ich gerne ...«

33 »Nein, nein, das ist es nicht. Es ist nur so, gestern war unser

Steuerberater hier. Der checkt halt immer alles – so finanzmäßig, weißt du, was ich meine?«

Ich nickte vorsichtshalber.

»Na ja, jedenfalls meinte er, dass wir im letzten Quartal absatzmäßig nicht so richtig Meter gemacht hätten. Nicht, dass wir pleite sind oder so, aber wir müssen halt mal ein bisschen auf die Bremsen treten. Ausgabenmäßig. Nicht immer umsonst Smoothies für alle und so. Weißt du, was ich meine?«

Ich antwortete nicht. Mein Herz pochte bis zum Hals.

»Na ja, und dann meinte er eben auch, eine neue Designerin einzustellen wäre irgendwie echt teuer. Das kostet halt alles immer so krass viel Geld, noch mit den Nebenkosten und so. Müssen wir ja dann auch alles zahlen. Das ist dann richtig viel Kohle im Monat. Deswegen haben wir jetzt gesagt, wir stellen erstmal eine Praktikantin ein. Betty. Die ist kreativ. Kriegt vielleicht auch ein paar coole Sachen hin, und nebenbei kann die ein bisschen Empfang machen und so. Das kostet uns dann nix, und wir haben zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen.«

Ich starrte ihn wortlos an.

»Du, sorry, dass du jetzt extra hier aufgeschlagen bist, aber im Moment ist es echt schwierig. Aber hey, sag niemals nie. Vielleicht ein anderes Mal. Ich finde dich nämlich echt cool. Aber im Moment geht's halt nicht. Weißt du, was ich meine?«

Nein, ich wusste nicht, was er meinte. Die Botschaft kam häppchenweise in meinem Gehirn an. Als sie dann endlich komplett da war, machte sich blankes Entsetzen in mir breit. In meinem Kopf wirbelte alles durcheinander. Es war, als hätte mir jemand den Boden unter den Füßen weggezogen.

»Heißt das jetzt, dass es nicht klappt mit dem Job?«, fragte ich, nur um sicherzugehen.

»Ja. Also vorerst nicht. Wie gesagt. Lass uns gerne in 'nem halben Jahr nochmal sprechen. Vielleicht sieht's dann schon ganz anders aus.«

1 Dennis erhob sich und strich sich erneut die langen blonden
2 Strähnen hinter die Ohren. Ich blieb sitzen und starrte auf das Surf-
3 brett.

4 »Tja ... also dann ...« Er räusperte sich.

5 »Und da ist nichts zu machen?«, presste ich hervor. »Vielleicht
6 könnte ich auch für weniger ...«

7 »Tut mir leid.« Dennis kam hinter seinem Schreibtisch hervor
8 und reichte mir die Hand. Ich nahm sie nicht. Wie versteinert saß
9 ich auf meinem Stuhl und hielt meine Tasche umklammert.

10 »Anita?« hörte ich ihn sagen. Es klang wie von ganz weit ent-
11 fernt.

12 Ich schloss die Augen und hoffte, dass das alles nur ein böser
13 Traum war.

14 »Hey, alles okay mit dir?« Zaghafte rüttelte er an meiner Schulter.

15 Es war kein Traum. Mechanisch erhob ich mich und schulterte
16 meine Tasche. Nur raus hier. Weg von Dennis, seinem Surfbrett
17 und den Panini-Heftchen. Ich schwankte ein wenig, dann setzte ich
18 mich in Bewegung. Im nächsten Moment spürte ich einen heftigen
19 Schlag gegen die Stirn. Es knallte, schepperte und klirrte. Mein
20 benommener Blick erfasste einen Fettfleck auf der Scheibe vor
21 mir, erschrockene Gesichter dahinter. Mireille Mathieu, die hinter
22 ihrem Empfangstisch aufgesprungen war und in meine Richtung
23 stürzte. Offenbar gab es doch etwas, das sie aus ihrem Phlegma rei-
24 ßen konnte. Zum Beispiel Frauen, die durch Glastüren gehen woll-
25 ten. Ich rannte sie fast über den Haufen, als ich mit gesenktem Blick
26 die Flucht ergriff.

27
28 Die nächsten Stunden erlebte ich wie in Trance. Ich streifte durch
29 die Straßen und hoffte auf eine Eingebung, konnte jedoch keinen
30 klaren Gedanken fassen. Irgendwann fand ich mich vor einer Kir-
31 che wieder. St. Michael. Neuromanisch, erinnerte ich mich. Das
32 hatte ich mal bei einer Stadtführung gelernt, die Ella mir und den
33 Zwillingen zu Weihnachten geschenkt hatte.

Ich zögerte, trat dann aber ein. Tröstliches Dämmerlicht empfing mich. Stille. Es roch nach Weihrauch. Wann war ich das letzte Mal in einer Kirche gewesen? Es musste Ewigkeiten her sein. Zu Hause vermutlich. Mit Oma Liljana. In Belgrad. Draußen schien die Sonne und ließ die bunten Glasfenster in den schönsten Farben erstrahlen. In einer der vorderen Bänke saß eine ältere Dame. Sie betete. Mein Blick fiel auf die im Zugwind flackernden Flammen im Eingangsbereich. Ich nahm eine neue Kerze aus dem Regal, stellte sie zu den anderen und zündete sie an. Eine Weile sah ich ihr beim Brennen zu. Dann setzte ich mich in die hinterste Bankreihe und tat etwas, das ich zuletzt als Kind getan hatte. Ich schloss die Augen und betete. Danach blieb ich sitzen und dachte an meine Oma Liljana. Es war jetzt beinahe vier Jahre her, dass ich in Serbien am Bett ihre Hand gehalten hatte, bevor sie die Augen für immer geschlossen hatte. Seitdem war kein einziger Tag vergangen, an dem ich nicht an sie gedacht hatte. Ich fragte mich, was sie an meiner Stelle jetzt tun würde. Erstmals eine Torte backen, dachte ich und musste lächeln. Und eine Kerze anzünden, so wie ich eben. Das hatte sie früher oft für mich gemacht, wenn ich krank war oder eine schwere Prüfung anstand. Und dann würde sie sagen: *Arschbacken zusammenkneifen, Ana. Nützt ja nix*. Und sie hätte recht. Es nützte nichts.

Ich blieb noch eine ganze Weile in der Bank sitzen. Irgendwann rissen die Kirchenglocken mich aus meinen Gedanken. Ein Blick auf die Uhr. Gleich drei. Ich musste los.

Zwei

Ein wenig außer Atem betrat ich die altherwürdige Villa an der Rheinuferstraße – eine Dependence der Kölner Musikhochschule, die hauptsächlich kleinen Musikussen vorbehalten war. Musikprofessoren unterrichteten hier besonders begabte Kinder, die ein Schülerstipendium erhalten hatten oder Privatstunden bekamen. Der dicke, hellrosafarbene Teppichboden in den Fluren verschluckte das Geräusch meiner Schritte. Stattdessen drang Klaviermusik an meine Ohren. Die *Pathétique* von Beethoven. Eine langsame, melancholische Stelle. Wie passend. Erschöpft ließ ich mich in einen der samtigen Chesterfield-Sessel sinken, die für wartende Eltern aufgestellt worden waren. Wie gerne wäre ich jetzt noch einen Augenblick mit mir und meinen Sorgen allein gewesen, doch es war mir nicht vergönnt, denn mir gegenüber saß eine große, blonde Frau. Sie trug einen Trenchcoat und enge, teuer aussehende Jeans. Das niedliche Mädchen in dem frisch gebügelten Sommerkleidchen neben ihr war so zart und klein, dass es beinahe in seinem Sessel versank. Ich schätzte sie auf sechs, höchstens sieben Jahre. Grimmig starrte sie auf die rosafarbene Auslegeware.

Die Frau im Trenchcoat musterte mich verstohlen. Ihr Blick heftete sich für einen Moment auf die Beule an meiner Stirn, die mittlerweile schmerzhaft pochte. Ich rang mir ein höfliches Lächeln ab, dann starrte auch ich grimmig auf den rosa Flausch zu meinen Füßen und hoffte, dass die Frau kein Gespräch anfing.

»Wollen Sie Ihren Sohn oder Ihre Tochter hier anmelden?«, fragte sie im Plauderton.

Ich seufzte innerlich.

»Professor Meinhard nimmt ja nur besonders talentierte Kin-

der«, informierte sie mich und tätschelte dem asiatisch aussehenden Mädchen die Wange. Es hatte inzwischen begonnen, mit seinen Händchen im Takt zur *Pathétique* auf die Armlehne zu klopfen. Oder besser gesagt, genau gegen den Takt.

»Und der Unterricht ist natürlich auch nicht ganz billig«, klärte sie mich auf, während sie unauffällig die Hand der Kleinen ergriff, um ihr zu zeigen, wie es richtig ging.

»Aber na ja, was tut man nicht alles ... Wenn ein Kind Talent hat, muss man es fördern. Ganz klar. Und man will ja auch das Zeitfenster nicht verpassen. Wenn schon alle Synapsen verknüpft sind, kann man es vergessen. Aber Professor Meinhard meint, Li ist jetzt genau im richtigen Alter«, erklärte sie und strich dem Kind über das Haar.

Ich nickte, Interesse heuchelnd.

Li klopfte wieder gegen den Takt.

»Sie hat das absolute Gehör«, verkündete die Frau nun in feierlichem Ton.

»Oh«, sagte ich und versuchte, es anerkennend klingen zu lassen.

»Professor Meinhard hat das letztens bestätigt. Stimmt's, Li?«

Li klopfte entschlossen weiter auf die Armlehne ein.

»Li, ich rede mit dir!«

»Was?«, sagte die Kleine motzig, ohne den Teppich aus den Augen zu lassen.

»Erstens heißt es ›Wie bitte?«, und zweitens: Schau mich bitte an, wenn ich mit dir rede!«

Li bedachte die Frau mit einem Blick, der auf der Stelle eine ganze Generation von Müttern hätte auslöschen können.

»Ich erzähle der netten Frau hier gerade, dass du das absolute Gehör hast.«

»Hab ich gar nicht!«

»Sie ist müde«, lächelte die Frau. »Wenn sie müde ist, ist sie immer ein bisschen unleidlich.«

1 »Geht mir genauso«, sagte ich.

2 »Ich bin gar nicht müde!«, ließ Li uns wissen, ohne im Klopfen
3 innezuhalten.

4 »Es ist eine Art Hochbegabung«, fuhr die Frau fort. »Also, das
5 absolute Gehör, meine ich. Das haben nur ganz wenige Menschen.
6 Mozart zum Beispiel. Und Beethoven. Bevor er taub wurde, natür-
7 lich. Tja, und jetzt ... Li. Schon verrückt, was wir für ein Glück ha-
8 ben mit diesem Kind.« Sie beugte sich zu mir herüber. »Wir haben
9 sie damals als ganz kleines Baby aus China geholt«, raunte sie mir
10 zu.

11 »Ich hör dich, Mama!«, ertönte Lis genervte Stimme.

12 »Äh, ja, Schatz. Natürlich hörst du mich«, lachte sie, deutete
13 auf Lis Ohren und formte mit dem Mund lautlos die Worte ABSO-
14 LUTES GEHÖR. Dann machte sie Anstalten, ihrer Tochter erneut
15 übers Haar zu streichen, doch Li machte eine abwehrende Hand-
16 bewegung.

17 »Kinder«, sagte die Frau verlegen. »Wie lange spielt Ihr Kind
18 schon? Also, wie gesagt, Professor Meinhard nimmt wirklich nur
19 sehr talentierte Schüler. Er kann sie sich natürlich aussuchen. Man
20 hört es ja.« Die Frau deutete auf die Tür des Unterrichtsraums. »Wer
21 immer da drinnen gerade spielt ... großartig, finden Sie nicht?«

22 Ich nickte.

23 »Tja, das ist hier so das Niveau«, erklärte sie lächelnd.

24 Meine Beule schmerzte, und meine Hände und Füße waren eis-
25 kalt. Der Schock hatte offenbar bewirkt, dass meine Extremitäten
26 nicht mehr ausreichend mit Blut versorgt wurden. Behutsam legte
27 ich mir die rechte Hand auf die Stirn, um sie ein wenig zu kühlen.

28 »Haben Sie sich gestoßen?«, fragte Lis Mutter neugierig.

29 »Ja«, erwiderte ich mit einem müden Lächeln. Dann lehnte ich
30 mich zurück und hoffte, dass sie nun, da das geklärt war, endlich zu
31 plappern aufhören würde. Gemeinsam mit Li hielt ich den Blick auf
32 den Teppich gerichtet und lauschte der Klaviermusik.

33 Die Frau schielte missbilligend auf Lis unermüdliche Hand, bis

sie sie plötzlich packte und energisch den richtigen Rhythmus anschlug. Lis Miene verfinsterte sich um eine weitere Nuance, und kaum hatte sie ihre Hand aus der Umklammerung befreit, trommelte sie wieder in ihrem eigenen Takt – laut und energisch. Irgendwie wirkte das plötzlich ansteckend auf mich. Ich konnte nicht anders. Ich nickte mit dem Kopf dazu. Dann begann ich, ebenfalls mit den Fingern zu klopfen, und schließlich wippte ich noch mit den Füßen. Li machte es mir nach, und dann trommelten und wippten wir plötzlich beide gemeinsam mit Händen, Kopf und Füßen gegen den Takt. Erst blickte die Frau mich verunsichert an, dann lachte sie irritiert. Und Li ließ erstmals freiwillig den Teppich aus den Augen. Das zahnlose Lächeln, das sie mir schenkte, ließ mich für einen kleinen Augenblick meine Sorgen vergessen.

Wenig später drangen die letzten dramatischen Takte der *Pathétique* durch die geschlossene Tür zu uns. Ich hievte mich aus dem Samtessel, und im nächsten Moment öffnete sich die Tür. Peter Meinhard trat heraus.

»Hallo, Ana«, sagte er und machte eine einladende Handbewegung. Da erklangen erneut die ersten Töne von Beethovens Sonate.

»Deine Jungs können einfach nicht genug bekommen.« Er grinste.

»Ach, das sind Ihre?«, fragte die Frau überrascht.

»Ja, das sind meine«, sagte ich lächelnd.

Drei

Schnell schritt Andreas Schmidtke durch den Wartebereich – die Kaffeetasse in seiner Rechten immer im Blick. Zum einen, um nichts zu verschütten. Zum anderen, um Augenkontakt mit den wartenden Menschen auf den Stühlen rechts und links zu vermeiden. Es war ein langer Weg von der kleinen Teeküche zu seinem neuen Büro. Sein altes in der Bußgeldabteilung des Ordnungsamts hatte in dieser Hinsicht günstiger gelegen. Dafür war es jetzt näher zum Klo. Man konnte nicht alles haben. Zimmer 324 A – hier war es. Schmidtke nahm die Tasse in die linke Hand, zog den Schlüsselbund aus der rechten Tasche seines Wildlederblousons und schloss auf. Sein Reich. Klein, aber fein. Beim ›Bußgeld‹ hatte er mit Manfred zusammengesessen, der ihn regelmäßig in den Wahnsinn getrieben hatte mit seiner ewigen privaten Telefoniererei und dem obligatorischen Milchschaumrest am Schnäuzer. Aber das war nun Geschichte.

Er hängte seine Jacke an den Garderobenständer in der Ecke, ging zum Schreibtisch und stellte die Kaffeetasse ab. ›Held der Arbeit‹ stand darauf. Er hatte sie aus der Bußgeldabteilung herübergerettet. Eine Kollegin hatte sie ihm vor Jahren zum Geburtstag geschenkt, und seitdem trank er jeden Morgen seinen Kaffee daraus. Er ging hinüber zum Fenster und stieß es auf, um den alten Mief seines Vorgängers hinaus- und frische Luft hereinzulassen. Auf der Fensterbank fristete eine verdorrte Pflanze ihr Dasein. Daneben stand eine kleine, messingfarbene Gießkanne ohne einen Tropfen Wasser. Schmidtke nahm sich vor, sich beizeiten der vertrockneten Kreatur anzunehmen, doch jetzt rief erst einmal die Arbeit. Er schritt zurück zu seinem Schreibtisch und ließ sich mit Schwung auf dem Drehstuhl nieder. Der schoss augenblicklich wie eine Ra-

kete nach unten, sodass Schmidtke beinahe mit dem Kinn auf der Schreibtischplatte aufgeschlagen wäre. »Scheiße«, murmelte er und begann, mit der Hand die Unterseite des Stuhls abzutasten. Ächzend hantierte er an verschiedenen Knöpfen und Hebeln herum. Dabei überhörte er das kurze, aber energische Klopfen an der Tür. Im nächsten Augenblick schnellte die Rückenlehne nach vorne, schlug unsanft gegen seinen Rücken, und Schmidtkes Kinn machte doch noch Bekanntschaft mit der Tischkante. »Verdammt Kackladen!«, fluchte er.

»Morgen, Herr Schmidtke!«, hörte er eine Stimme grüßen, die ihm irgendwie bekannt vorkam. »Kann ich behilflich sein?«

Schmidtke blickte hoch und erkannte, dass sie seinem neuen Chef, Dr. Lehmann, gehörte, seines Zeichens Dezernatsleiter und amtsbekannt als harter Hund mit Faible für Gewinnertypen.

»Ich wollte Sie willkommen heißen, aber offenbar komme ich ungelegen.« Missbilligend schaute er zu ihm hinab.

»Äh, nein. Nein! Überhaupt nicht.« Schmidtke sprang auf. »Nehmen Sie doch ... äh ... Platz.« Er deutete auf einen der Besucherstühle.

Dr. Lehmann warf einen schnellen Blick auf seine Armbanduhr und winkte ab. »Ach, nee, lassen Sie mal.« Damit wandte er sich zum Gehen. »Viel Erfolg dann«, bellte er.

»Danke«, erwiderte Schmidtke schwach und sank resigniert auf den Zwergstuhl zurück.

»Ach, Schmidtke«, sagte Lehmann und drehte sich noch einmal zu ihm um.

»Äh, ja?«

»Den rechten Hebel nach oben ziehen.« Mit diesen Worten verließ er endgültig den Raum.

Leise fluchend tastete Schmidtke nach dem rechten Hebel. Er nahm sich vor, sich bei nächster Gelegenheit auf die Suche nach einem vernünftigen Schreibtischstuhl zu machen. Vielleicht würde er sich den von Frau Gerber holen. Die ging nächste Woche in Mut-

terschutz, wie er eben in der Teeküche erfahren hatte. Bis sie wieder da war, hatte die längst vergessen, wie ihr Schreibtischstuhl aussah.

Schmidtke fuhr sich auf normale Sitzhöhe hoch und schaltete den Computer ein, und während er wartete, dass auch der hochfuhr, warf er einen Blick in die Schreibtischschubladen. Tacker, Locher, Textmarker, Post-its in verschiedenen Farben. Alles da, was man so brauchte. Immerhin etwas. Der Computer schrabbelte geräuschvoll vor sich hin. Man hatte ihm offenbar nicht das modernste Gerät zugeteilt, und er fragte sich, welches Modell Frau Gerber wohl auf ihrem Schreibtisch stehen hatte. Vorsichtig fuhr er mit dem Zeigefinger über die Tischplatte und inspizierte seine Fingerkuppe. So gut wie kein Staub, woraus er schloss, dass die Putzfrauen hier einen besseren Job machten als die im Ordnungsamt, was er irgendwie paradox fand. Der Computer schrabbelte immer noch. Ungeduldig trommelte Schmidtke mit den Fingern auf die Tischplatte. Er war hochmotiviert, die nächste Beförderung schon im Blick. Zuhause hatte er sich vor einiger Zeit eine Art Karrierefahrplan erstellt, und wenn der aufging, wäre er in zwei Jahren Abteilungsleiter. Gehaltsstufe A 10! Bäähm! Vorher musste er natürlich erstmal liefern. Oder besser gesagt: wegschaffen. Das traf es im Ausländeramt wohl eher. Gleich zu Anfang ein paar Pflöcke einschlagen. Okay, das mit dem Stuhl eben war kacke gewesen. Hatte bei Lehmann sicher nicht den besten Eindruck hinterlassen. Aber sei's drum. Er würde das wieder wettmachen – durch gute Leistungen und schnelle Ergebnisse. Er hatte keine Zeit zu verlieren.

Endlich verkündete der Computer mit einem fröhlichen Jingle, dass er bereit war. Während er sich durch die Datenbank klickte, beschloss Schmidtke, dass es wohl am Sinnvollsten wäre, systematisch vorzugehen, was in diesem Fall hieß: alphabetisch. Er klickte sich zurück auf die Startseite. In das dafür vorgesehene Feld der Maske gab er ein ›A‹ ein. Der Computer schnarrte, und dann erschien auf dem Bildschirm sein erster Fall: *Abovicz, Ana*.

Vier

Ächzend stieß ich die schwere Haustür auf und schleppte zwei vollgepackte Einkaufstaschen ins Treppenhaus. Mein Wocheneinkauf. Und der von Herrn Klopp aus dem dritten Stock gleich mit. Da er fast neunzig war und nicht mehr allzu gut zu Fuß, kümmerten Kosta aus dem zweiten Stock und ich uns abwechselnd darum. Der alte Mann brauchte nicht viel. Ein Päckchen Mortadella, zwei Joghurts, ein paar Scheiben Brot und das obligatorische Sixpack Kölsch.

Mein Blick fiel auf die angerosteten Briefkästen. Aus dem einen oder anderen Schlitz lugte ein Brief oder eine Zeitschrift hervor. Die Postbotin war also inzwischen dagewesen. Eine willkommene Gelegenheit, meinen lahmen Armen eine kleine Pause zu verschaffen. Ich stellte die Einkaufstaschen ab und sperrte meinen Briefkasten auf. Ein Blick genügte, um zu sehen, dass ich mir das getrost hätte sparen können, denn außer einem Werbeprospekt vom Real-Markt sowie einer dieser kleinen ›Wollen-Sie-Ihr-Auto-verkaufen‹-Visitenkarten, die dort schon seit Tagen ihr Dasein fristete, war nichts zu sehen. Da ich gar kein Auto besaß und schon allein deshalb auch nicht vorhatte, mich in nächster Zeit in den zehn Kilometer entfernten Real-Markt zu begeben, pfefferte ich Prospekt und Karte in die Bananenkiste, die irgendein weiser Hausbewohner hier eigens für diesen Zweck aufgestellt hatte. Ich wollte den Briefkasten gerade wieder verschließen, da hielt ich inne. Und schluckte. Ich schloss die Augen und hoffte inständig, dass ich soeben einer optischen Täuschung aufgesessen war. Doch als ich sie wieder öffnete, war er leider immer noch da, der gelbe Fensterumschlag, den ich vorher übersehen hatte, obwohl er, gelb und amtlich, eigentlich nicht

1 zu übersehen war. Er musste sich hinter dem Real-Markt-Prospekt
2 versteckt haben. Ich brauchte ihn gar nicht näher in Augenschein
3 zu nehmen, um zu wissen, wer mir da schrieb. Das Ausländeramt
4 verschickte seine Briefe immer in diesen gelben Umschlägen, und
5 meistens enthielten sie keine guten Nachrichten.

6 Meine Knie wurden weich. Ich ließ mich auf die unterste Trep-
7 penstufe sinken, atmete tief durch und drehte den Umschlag in den
8 Händen. Klar, ich hatte damit rechnen müssen, dass er irgendwann
9 kommen würde, dieser gelbe Brief, doch ich war eine Verdrän-
10 gungskünstlerin, und irgendwie hatte ich auch auf ein Wunder ge-
11 hofft. Darauf, dass die Putzfrau im Amt meine Akte versehentlich
12 in den Müll geworfen hatte, oder sie in irgendeinem Aktenschrank
13 vergessen worden war und dort nun verstaubte. Dass man mal wie-
14 der klammheimlich ein Gesetz geändert hatte – zur Abwechslung
15 mal zu meinen Gunsten –, oder dass mein Fall vielleicht irgendwie
16 verjährt war oder so, denn immerhin lebte ich schon ziemlich lange
17 hier. Zwölf Jahre, um genau zu sein. Ich starrte den Umschlag an
18 und seufzte schwer. Es gab keine Wunder. Natürlich nicht. Wäre ja
19 auch ... na ja ... ein Wunder. Ich stopfte den Brief in die hintere Ta-
20 sche meiner Jeans, nahm meine Einkäufe und die von Herrn Klopp
21 auf und schleppte sie die Treppen hoch – mit schweren Schritten
22 und noch schwererem Herzen. Nachdem ich die Tasche mit mei-
23 nen Sachen vor unserer Wohnungstür im ersten Stock abgestellt
24 hatte, klingelte ich bei Herrn Klopp, überreichte ihm seine Lebens-
25 mittel und hielt ein kleines Schwätzchen. Dann ging ich die zwei
26 Etagen wieder hinunter, verstaute meine Einkäufe im Kühlschrank,
27 machte die Betten, staubsaugte und erledigte den Abwasch vom
28 Frühstück. Danach gab es wirklich keinen einzigen Grund mehr,
29 den Brief nicht zu öffnen. Also setzte ich mich an den alten Tisch in
30 meiner winzigen Küche und beschloss, es so zu machen wie heute
31 Morgen mit dem Pflaster auf Vallys Knie: kurz und schmerzlos. Ich
32 riss den gelben Umschlag mit einem Ratsch auf, zerrte mit zittern-
33 den Händen das Schreiben heraus und warf einen schnellen Blick

darauf. Das reichte schon, denn die wichtigste Information hatte man freundlicherweise fett gedruckt:

Sie werden aufgefordert, **die Bundesrepublik Deutschland innerhalb von 28 Tagen zu verlassen**. Sollten Sie Ihrer Ausreiseverpflichtung nicht fristgerecht nachkommen, werden Sie **nach Serbien** abgeschoben.

Ich schnappte nach Luft. Abschiebung. Serbien. Achtundzwanzig Tage. So schnell ... Ohne mich nochmal anzuhören – damit hatte ich nicht gerechnet! Wie sollte ich es schaffen, innerhalb von vier Wochen unser ganzes Leben zusammenzupacken und in ein Land zu ziehen, das längst nicht mehr mein Zuhause war? Und das von Vally und Olly schon gar nicht? Ich atmete schwer. Alles in mir fühlte sich plötzlich taub an.

Doch dann tauchte Oma Liljana plötzlich vor meinem inneren Auge auf, und mit einem Schlag war mein Kopf wie leergefegt. Mein Gehirn weigerte sich einfach, weiter über die Sache nachzudenken. Ich wurde ganz ruhig. Mit steifen Bewegungen erhob ich mich, holte eine große Rührschüssel sowie Mehl, Zucker und Backpulver aus dem Schrank und begann, alles zusammenzuschütten. Gerade als ich das Handrührgerät einschalten wollte, ertönte Beethovens Neunte aus dem Wohnzimmer. Den Klingelton hatte Olly mir letzte Woche eingestellt. Ich ging hinüber und sah mich suchend um. Das Handy lag auf dem Sofa. Doch zwischen mir und dem Sofa stand ein Hindernis, das in unserem winzigen Wohnzimmer noch größer erschien, als es sowieso schon war: Udos Geschenk. Am Anfang hatte ich ihm dafür jeden Tag aufs Neue die Pest an den Hals gewünscht, aber inzwischen war ich ihm dankbar, wenn auch widerwillig.

Udo war Musiker. Hornist, um genau zu sein. Darüber hinaus exzentrisch, ein elender Womanizer und, nebenbei bemerkt, der Erzeuger von Vally und Olly. Er hatte eine Zeit lang das erste Horn

1 im Kölner Gürzenich-Orchester gespielt, und ich hatte an der Bar
2 der Philharmonie Sekt ausgeschrieben. So lernten wir uns kennen.
3 An irgendeinem Samstagabend waren wir dann nach Feierabend
4 noch etwas trinken gegangen – ins Rosebud, eine Cocktailbar
5 am Rathenauplatz. Meine Deutschkenntnisse waren damals noch
6 ziemlich lückenhaft gewesen, aber Udo hatte mir drei Moscow Mu-
7 les ausgegeben, selber vier getrunken, und mit jedem Drink hatten
8 wir uns besser verstanden. Und dann hatte er mich auf einen Kaffee
9 zu sich nach Hause eingeladen, weil er eine ganz tolle neue italieni-
10 sche High-End-Espressomaschine hatte. Zum Kaffeetrinken waren
11 wir dann aber nicht mehr gekommen. Stattdessen waren wir im
12 Bett gelandet, und irgendwie konnte ich mir bis heute nicht so rich-
13 tig erklären, wieso ich es soweit hatte kommen lassen. Und auch
14 nicht, wieso ich das mit der Verhütung ... na ja ... nicht richtig im
15 Blick gehabt hatte. Vielleicht hätte ich einfach diesen dritten Mo-
16 scow Mule weglassen sollen. Oder gar nicht erst mit Udo ausgehen.
17 Oder. Oder. Oder.

18 Nach Bekanntwerden meiner Schwangerschaft hatte er sich je-
19 denfalls unverzüglich aus dem Staub gemacht und ein Engagement
20 in den USA angenommen, und ich war sechs Monate später allein-
21 erziehende Mutter von Zwillingen mit Aufenthaltsstatus ›geduldet‹.

22 Es war keine leichte Zeit gewesen. Vally hatte Probleme mit der
23 Lunge, war ständig krank. Das Geld war natürlich auch immer
24 knapp und ich auf staatliche Unterstützung angewiesen. Zudem
25 hatte ich zu Beginn niemanden, der mir half. Ich musste mit all
26 den großen und kleinen Sorgen einer Zwillingmutter allein klar-
27 kommen. Mit gerade mal Anfang zwanzig. Aber ich hatte mich
28 durchgebissen, weiter Deutsch gelernt wie eine Wahnsinnige und
29 am Ende dank einer überzeugenden Bewerbungsmappe mit Probe-
30 entwürfen und Fotos tatsächlich einen Studienplatz für Design be-
31 kommen. Mein Traum war wahr geworden. Der Traum, für den ich
32 nach dem Abitur meine Heimat verlassen hatte, weil es in Serbien
33 keine Möglichkeit gegeben hätte, ihn zu verwirklichen.

Ich wollte es unbedingt schaffen in Köln. Erst recht, nachdem die Zwillinge auf der Welt waren. Ihnen ein gutes Leben zu bieten, das war mir das Wichtigste. Die beiden waren nämlich trotz allem das Beste, was mir je passiert war.

Udo fand, nachdem ich ihm von der Schwangerschaft erzählt hatte, schlicht nicht mehr statt. Das einzige Lebenszeichen, das ich seither von ihm erhalten hatte, trudelte am sechsten Geburtstag der Zwillinge ein. Da klingelte es an meiner Wohnungstür, und ein Schrank von Möbelpacker fragte: »Wo soll datt Monstrum denn hin?« Ich fragte: »Welches Monstrum denn?«, und eine halbe Stunde später stand ein riesiger Flügel in meinem Wohnzimmer, in das nun außer dem Sofa nicht mehr viel hineinpasste.

Doch das war nicht genug der Überraschungen. Als wir den Flügel mit vereinten Kräften aufklappten, fanden wir einen großen, braunen Umschlag, der eine nicht unerhebliche Menge an Bargeld sowie ein Anschreiben enthielt, aus dem hervorging, dass es sich bei dem Flügel um Udos Geburtstagsgeschenk für die Zwillinge handelte, und dass das Bargeld in der Hauptsache für die musikalische Ausbildung der beiden bestimmt war. Ich hatte selten ein dämlicheres Geschenk bekommen und war wild entschlossen, das Geld zu verprassen und den Flügel bei Ebay Kleinanzeigen zu verkaufen – und den Erlös ebenfalls zu verprassen.

Doch dann stellte ich fest, dass Vally und Olly sich immer wieder an dieses selten dämliche Geschenk setzten und darauf herumklimperten, und als sie es auch nach Wochen noch nicht müde waren, klingelte eines Tages der nette, überraschend junge Musikprofessor Peter Meinhard aus dem Dachgeschoss bei mir. Der hatte meine Jungs durch die Wände spielen gehört, glaubte, großes Talent erkannt zu haben, und bot an, die beiden probeweise und unentgeltlich zu unterrichten. Ich willigte ein.

Schnell stellte sich heraus, dass Professor Meinhard sich, was das Talent anging, in den Zwillingen nicht getäuscht hatte. Offenbar hatte Udo ihnen seine musikalischen Gene vererbt. Immerhin

1 etwas. Dank der Fürsprache ihres Klavierlehrers erhielten Olly und
2 Vally schließlich sogar ein Schülerstipendium an der Musikhoch-
3 schule Köln. Inzwischen spielten sie so passabel, dass sie schon
4 einige Konzerte vor nicht gerade kleinem Publikum gegeben hat-
5 ten. Vom ›Ohren auf-Familienkonzert in der Philharmonie hatte
6 letztes Jahr sogar der WDR berichtet. So gesehen war Udos Ge-
7 schenk im Nachhinein doch gar nicht so dämlich gewesen, auch
8 wenn man jetzt das Sofa nur erreichen konnte, wenn man sich ganz
9 dünn machte und sich an der Wand entlangquetschte oder, alter-
10 nativ, unter dem Flügel hindurchkrabbelte, was ich nur tat, wenn
11 niemand zusah. So wie jetzt.

12 Beethovens Neunte war inzwischen verklungen, doch ich wollte
13 trotzdem wissen, wer angerufen hatte. Ich angelte das Handy vom
14 Sofa und warf einen Blick aufs Display. Ella. Mein Fels in der Bran-
15 dung! Die sich wie so oft genau zur rechten Zeit meldete. Noch
16 während ich zurückkrabbelte, drückte ich ihre Nummer.

17 »Na, was machst du?« Ella klang fröhlich. Eigentlich wie immer,
18 wenn sie nicht gerade auf Diät war.

19 »Backen.«

20 »Oh, das klingt gut. Was denn?«

21 »Vasa-Torte.« Mittlerweile war ich zurück in der Küche und
22 kramte das Handrührgerät aus dem Schrank.

23 »Kriegst du Besuch? Hat jemand Geburtstag? Hab ich was ver-
24 passt?«

25 »Nein, nichts dergleichen.« Zu mehr Erklärung konnte ich mich
26 einfach nicht durchringen.

27 »Okay. Nichts dergleichen. Äh, Moment mal. Nichts derglei-
28 chen? Du backst einfach nur so eine Vasa-Torte?«

29 »Ja.«

30 Während ich die Rührbesen in das Gerät steckte, trat am ande-
31 ren Ende der Leitung plötzlich Stille ein. Aber nur kurz. »Was ist
32 passiert?«, stieß Ella schließlich hervor. Und dann: »Nein, warte.
33 Sag nichts. Ich bin in zwei Minuten bei dir.«

Kurz darauf ließ sie sich auf einen der drei alten Küchenstühle sinken und wischte sich mit dem Handrücken über die Stirn. Es war wirklich ziemlich praktisch, wenn die beste Freundin nur eine Straße entfernt wohnte. Und wenn sie zufälligerweise genau dann früher Feierabend machte, wenn man sie brauchte. Ella musste gerannt sein, was sie nur äußerst ungern tat, erst recht, wenn das Thermometer mehr als zwanzig Grad Außentemperatur anzeigte. Überhaupt war ihr jede sportliche Aktivität zuwider. Dafür aß sie umso lieber, und zwar mit Vorliebe Kuchen. Das erklärte wohl auch ihren Hang zu leichtem Übergewicht, dem sie in regelmäßigen Abständen den Kampf ansagte – einen Kampf, den sie genauso regelmäßig verlor. Ein Glück, denn eine Ella in dünn, das konnte ich mir beim besten Willen nicht vorstellen.

»So, nun erzähl mal«, forderte sie mich auf, als sie wieder einigermaßen Luft bekam und ich ihr eine Tasse Kaffee und ein Glas Leitungswasser vor die Nase gestellt hatte. Wortlos reichte ich ihr den Brief. Ich nahm eine Orange aus dem Obstkorb auf der Fensterbank und eine Reibe aus der Schublade.

»Ham die 'n Knall?!«, rief Ella in die Stille hinein. Ich zuckte zusammen. »So schnell schon?«

Ich begann, die Schale der Orange in eine Schüssel zu reiben.

»Ach, Ana.« Sie sprang auf und umarmte mich ganz fest. Es tat gut. Auf einmal fühlte ich mich ein bisschen weniger taub. Sie nahm den Brief erneut in die Hand. »Trotzdem ... ist das überhaupt rechts? Du bist seit Ewigkeiten hier. Machst alles, kannst alles, hast hier studiert. Und deine Söhne.« Sie schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. »Mensch, deine Zwillinge sind verdammte Wunderkinder!«

»Ich hab halt den Job nicht gekriegt«, sagte ich und rieb weiter die Orangenschale. »So ist das nun mal: ohne Job keine Aufenthaltsgenehmigung.«

»So einfach darf das aber nicht sein. Du bist alleinerziehend. Wer stellt einen denn da ein? Das musst du diesem Sachbearbei-

ter verklickern.« Ella warf einen Blick auf den Brief. »Andreas Schmidtke«, las sie. »Kennst du den?«

Ich schüttelte den Kopf, legte die abgeriebene Orange beiseite und begann, Eier zu trennen. »Bis jetzt war immer ein Herr Peters für mich zuständig. Der war eigentlich ganz nett. Ich glaube, der mochte mich.«

»Wahrscheinlich hatte der gerade Kaffeepause«, ätzte Ella. Doch dann seufzte sie. »Achtundzwanzig Tage, Ana, das sind gerade Mal vier Wochen.«

»Ich weiß, wieviel achtundzwanzig Tage sind«, erwiderte ich matt und schlug noch ein Ei auf. Ich trennte Eigelb von Eiweiß, um dann auf die beiden gelben Halbkugeln in der Schüssel vor mir zu starren. »Ich hoffe, ich kann ... den Flügel mitnehmen, und ... ach ... « Plötzlich brach meine Stimme, und mir kamen die Tränen. Schnell warf ich die Eierschalen in den Müll.

»Du rufst deinen Anwalt an«, sagte Ella entschlossen. »Der soll das regeln.«

Ich nickte. Langsam begann mein Gehirn, wieder zu arbeiten, und ich erinnerte mich, was mein Anwalt Dr. Mertens mir geraten hatte, als wir bei unserem letzten Gespräch den Worst Case durchgespielt hatten – der jetzt zweifellos eingetreten war. »Ich kann den Bescheid anfechten. Also, dagegen klagen«, erklärte ich.

»Klagen klingt gut«, meinte Ella. »Spätestens vor Gericht müssen sie doch merken, dass es absoluter Schwachsinn wäre, ausgerechnet euch wegzuschicken.«

»Vielleicht«, sagte ich zweifelnd.

»Sprich doch noch mal mit diesem ...«, Ella zog den Brief zu sich herüber, »Schmidtke. Der kennt euren Fall doch gar nicht richtig. Du musst ihm alles erklären. Ihm sagen, dass du diesen Job in der Agentur schon fast hattest. Du kannst doch nichts dafür, dass sie dir im letzten Augenblick abgesagt haben. Und das Vally und Olly hier aufgewachsen sind ... kaum Serbisch können. Ich meine ... die machen doch andauernd Ausnahmen, oder?«

»Hm ...«, brummte ich. Soweit ich wusste, war die deutsche Bürokratie nicht gerade für ihre großzügige Nutzung von Ausnahmeregelungen bekannt. »Schaden kann es nicht.«

»Ganz genau!« Ella sprang auf. »Und jetzt: Wie kann ich dir helfen? Wird Zeit, dass der Kuchen fertig wird, wir brauchen dringend Nervennahrung.«

»Stimmt«, nickte ich und dachte, dass uns Oma Liljanas Schoko-Nuss-Torte mit der köstlichen Baiserhaube schon durch so manche schwierige Zeit gebracht hatte. Ich reichte Ella Butter, Pinsel und eine Springform. »Einmal einfetten, bitte. Für den Biskuitteig.«

»Weißt du noch, die Verfahrenstechnik-Klausur beim Radetzki?« Ella dachte anscheinend das Gleiche. Gedankenverloren strich sie mit dem Pinsel über die Butter.

Ich musste lächeln. Wir hatten uns an der Uni kennengelernt. Gleich am ersten Vorlesungstag. Sie war genauso orientierungslos durch die Gänge geirrt wie ich, und dann hatten wir kurzerhand beschlossen, zu zweit Hörsaal H204 zu suchen. Wir fanden ihn, gerade noch rechtzeitig, und waren von da an unzertrennlich. Gemeinsam hatten wir gebüffelt, gezeichnet und Mensaessen hinuntergewürgt. Und am Ende beide den Master of Arts in der Tasche. Am Tag der Zeugnisübergabe dachte ich: Jetzt kann ich alles schaffen.

Mit gleichmäßigen Pinselstrichen begann Ella jetzt, die Form auszustreichen. »Ich kann immer noch nicht fassen, dass du damals beim Radetzki auf Anhieb bestanden hast. Mit zwei kleinen Kindern. Ich habe DREI Versuche gebraucht!«

»Aber dann hast du es auch geschafft.«

»Mit ganz viel Nachhilfe von dir. Und noch mehr Vasa-Torte.« Sie grinste. »Mit anderen Worten: Du hast mir den Arsch gerettet.«

Auch heute verdrückten Ella und ich eine Riesenportion Torte, obwohl mir der Appetit wegen des gelben Briefs eigentlich vergangen war. Doch mit dem Essen kehrte er zurück, genauso wie ein kleines

1 Fünkchen Zuversicht, dass vielleicht doch noch alles irgendwie gut
2 werden würde. Wenn ich auch nicht wusste, wie das gehen sollte.

3 Wer allerdings nicht zurückkehrte, waren Vally und Olly, und
4 ich warf nun schon zum dritten Mal einen besorgten Blick auf
5 die Küchenuhr. Der Klavierunterricht war seit über einer Stunde
6 zu Ende. Peter Meinhard hatte versprochen, die Zwillinge bei mir
7 abzuliefern, und ich hoffte inständig, dass er sie nicht einfach im
8 Unterrichtsraum vergessen hatte – was ihm durchaus zuzutrauen
9 gewesen wäre, da er bisweilen ... nun ja ... ein wenig verpeilt war,
10 um es mal positiv zu formulieren.

11 »Müssten die Jungs nicht längst zurück sein?«, fragte nun Ella,
12 als könnte sie Gedanken lesen, und kratzte mit der Gabel die letzten
13 Tortenkrümel von ihrem Teller.

14 Im nächsten Moment schellte es.

15 »Das werden sie sein.« Erleichtert sprang ich auf. Draußen hörte
16 ich jemanden pfeifen. ›Yellow Submarine‹. Kein Zweifel, das war
17 Peter. Gut gelaunt wie immer. Ich riss die Tür auf, und das Pfeifen
18 verstummte.

19 Ohne ein Wort drängelten sich meine Söhne an mir vorbei in
20 die Wohnung.

21 »Kinderbringdienst! Schönen guten Tag!« Peter lehnte grinsend
22 am Türrahmen, die Hände tief in den Hosentaschen.

23 »Hm«, machte ich und blickte demonstrativ auf meine Arm-
24 banduhr.

25 »Sorry. Ich musste noch kurz zu Obi, Gaffatape kaufen. Irgend-
26 was tropft da unter meiner Spüle.«

27 »Cool, Vasa-Torte!«, hörte ich Vally aus der Küche rufen. Gut,
28 dass Ella und ich die Variante ohne Weinbrand gebacken hatten.

29 Peter zuckte mit den Schultern. »Sie wollten unbedingt mit.«

30 »Klar. Sie wollen sich vor den Hausaufgaben drücken.«

31 »Gibt's nichts Richtiges?«, rief Olly.

32 »Heute Abend!«, brüllte ich zurück.

33 »Sorry. Wenn ich gewusst hätte, dass es so lange dauert ... Kann

ja keiner ahnen, dass ausgerechnet heute halb Nippes den Nachmittag bei Obi verbringt.«

»Alles okay bei euch?« Ella war unbemerkt hinter mich getreten.

»Hi, Ella. Klar. Alles bestens. Außer, dass ich spät dran bin und Ana jetzt sauer ist.«

»Ich bin nicht sauer«, brummte ich.

Ella seufzte geräuschvoll. Ich blickte gedankenverloren ins Leere.

Peter runzelte die Stirn. »Sagt mal, was macht ihr eigentlich für Gesichter? Ist euer Hamster gestorben?«

Wir schwiegen betreten.

»Ana hat Post bekommen«, erklärte Ella schließlich.

»Und das ist traurig, weil ...?«

Wortlos marschierte ich in die Küche, nahm den Brief vom Tisch und ging zur Tür zurück. »Hier.« Seufzend hielt ich Peter das Schreiben entgegen. »Vom Ausländeramt. Wir müssen weg. In vier Wochen.«

»In vier ... Nicht im Ernst, oder?« Peters Miene wurde ernst. Ein ungewohnter Anblick. So kannte ich ihn gar nicht. »So schnell?«

Ich nickte.

»Das können die nicht machen.« Er überflog das Schreiben.

»Leider doch«, sagte ich. »Steht da ja.«

Er schüttelte den Kopf. »Von so einem Schreiben darf man sich nicht einschüchtern lassen, Ana. Wirklich. Dagegen kann man Einspruch einlegen, innerhalb von vier Wochen. Steht da auch.« Er deutete auf das Kleingedruckte. »Wenn sie eure Geschichte kennen, dann ... dann werden sie euch bestimmt nicht wegschicken. Hast du einen Anwalt eingeschaltet?«

»Sie ist ja nicht blöd«, erinnerte ihn Ella freundlich.

»Ich frag ja nur ... Hast du denn einen? Ich könnte dir sonst jemanden vermitteln. Einige Eltern meiner Schüler sind ...«

»Danke. Ich habe einen Anwalt.«

»Okay. Aber falls du doch ...«

Ich nickte.

1 »Alles klar.« Er blickte mir prüfend ins Gesicht. »Ana?«

2 »Ja?«

3 »Mach dir keinen Kopf, okay?« Er gab mir den Brief zurück.

4 »Wie sagt man so schön in Köln? Et hätt ...«

5 »... noch emmer joot jejeange, ich weiß«, stöhnte ich und fühlte
6 Ärger in mir aufsteigen. Wie sollte ich mir bitte über sowas keinen
7 Kopf machen?

8 Peter blickte auf seine Armbanduhr. »Sehen wir uns am Samstag?«, fragte er und schulterte seinen Rucksack.

9 »Samstag?«

10 »Mama, ist noch irgendwo ein Teller?«, rief Olly aus der Küche.

11 »Moment, ich ...«

12 »Ich geh schon«, sagte Ella.

13 »Die Verteilung der Rollen«, half Peter mir auf die Sprünge. »Du
14 hast gesagt, du hilfst mir.«

15 Das hatte mir gerade noch gefehlt. Ich hatte gesagt, ich würde
16 ihm *vielleicht* helfen. Sofern ich Zeit hätte. Peter, dem die Arbeit
17 mit den Kleinen mehr Spaß machte als die mit seinen erwachsenen
18 Studenten, hatte die Idee gehabt, ein Musical auf die Beine zu stel-
19 len. Alle Schüler, die in der Musikvilla unterrichtet wurden, sollten
20 mitmachen. Natürlich auch Vally und Olly, die abwechselnd am
21 Klavier begleiten und auf der Bühne stehen wollten. Sie freuten
22 sich riesig auf das Projekt. Für mich jedoch begann es langsam an-
23 strengend zu werden, zumal ich im Moment wirklich andere Sor-
24 gen hatte. Zudem war bisher noch so gut wie nichts organisiert,
25 dabei sollte ›Das Gespenst von Canterville‹ schon in einigen Wo-
26 chen aufgeführt werden. In einem Anflug von Leichtsinn hatte ich
27 mich irgendwann freiwillig für die Kostüme und das Bühnenbild
28 gemeldet, und nun sollte ich plötzlich auch noch beim Casting da-
29 bei sein.

30 »Sei mir nicht böse, aber ...«, begann ich.

31 Peter sah mich flehend an. »Lass mich jetzt bitte nicht im Stich.
32 Du hast versprochen, dass du ...«
33

»Versprochen habe ich gar nichts, außerdem weiß ich ja noch nicht mal, ob die Jungs und ich dann überhaupt noch hier sind.«

»Mama, kommst du mal?«, hörte ich Vally aus dem Kinderzimmer rufen. »Ich kapier' Mathe nicht!«

»Ich komme gleich!«, rief ich über die Schulter.

»Ana, ohne dich schaffe ich das nicht. Gegen diese Eltern komme ich nicht ...«

»Du kriegst das schon hin.«

»Mama!«

»Ich muss«, sagte ich hastig und deutete mit dem Kinn Richtung Kinderzimmer. »Tschüss und danke fürs Bringen!« Schnell schloss ich die Tür vor Peters Nase und lehnte mich von innen dagegen. »Der hat echt Nerven.«

»Du weißt ja, wie das ist«, sagte Ella. »Wenn es um die Hauptrolle für den kleinen Liebling geht, werden Eltern zu Hyänen.«

Im nächsten Moment schellte es schon wieder.

Ich riss die Tür auf, bereit, dem Herrn Professor meine Absage für Samstag noch einmal in aller Deutlichkeit darzulegen, und begann: »Welchen Teil von ...« Doch vor mir stand gar nicht Peter, sondern ein total verdatterter Kosta.

»Äh, störe ich?«

»Nein, Quatsch, komm rein«, sagte ich. »Hast du die Torte gerochen?«

Kosta nickte. Er liebte Vasa-Torte, denn er kam, genau wie ich und die Torte, aus Serbien. Seit drei Jahren wohnte er in diesem Haus, genau über mir, und wir waren seit dem Tag seines Einzugs Freunde. Damals hatte er bei mir geklingelt, auf der verzweifelten Suche nach jemandem, der ›mal kurz‹ die Seitenwand des Ikea-Schranks halten konnte, den er gerade im Begriff war aufzubauen. Er hatte aus meinem Nachnamen geschlossen, dass ich Serbin sein könnte. Da hatte er richtig vermutet und war ziemlich erleichtert darüber gewesen, weil er damals noch kaum ein Wort Deutsch konnte.

1 »Setz dich«, sagte ich, nachdem ich ihn in die Küche bugsiert
2 hatte, und schaufelte ihm ein Riesenstück Torte auf den Teller.
3 Dann reichte ich ihm eine Kuchengabel. »Lass es dir schmecken.«

4 Das ließ sich Kosta nicht zweimal sagen. Erst als er das gesamte
5 Stück in Rekordgeschwindigkeit verdrückt und sich, noch kauend,
6 ein zweites auf den Teller geladen hatte, blickte er irritiert auf und
7 fragte: »Wieso ihr sagt nix?«

8 Ella schob ihm wortlos den Brief vom Ausländeramt unter die
9 Nase, und Kosta las ihn, was eine Weile dauerte, da er mit der deut-
10 schen Sprache in geschriebener Form noch immer ein wenig auf
11 dem Kriegsfuß stand. Er hatte sich gerade eine vollbeladene Gabel
12 in den Mund geführt, als der Groschen endlich fiel und der Kuchen
13 ihm fast im Halse stecken blieb.

14 »Ne!«, flüsterte er entsetzt, was Serbisch war und ›Nein!‹ hieß.
15 »Ihr müsst weg?«

16 »Mama, kommst du jetzt endlich?«, rief Vally.

17 »Sieht ganz so aus«, sagte ich leise.
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33